



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Theater und Polizei : aus Wien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Theater und Polizei.

Aus Wien.



er dämonische Reiz, welchen die „schöne Welt des Scheins“ auf die Mehrzahl der Menschen ausübt, ist unzähligemal geschildert worden, besonders in Novellen und Autobiographien. Aber was will es sagen, daß Tausende, nachdem sie einmal jene staub- und dunstgeschwängerte Atmosphäre hinter den Coulissen eingeathmet haben, außerhalb derselben nicht mehr leben zu können glauben, daß so viel Friede und Glück und Ehre jenem Dämon zum Opfer gebracht wird, was will das sagen neben der Thatfache, welche eben jetzt wieder so grell beleuchtet worden ist! Jedes Theater brennt einmal ab — das ist Glaubens-, nein Erfahrungssatz und wird von jedermann citirt. Die Mehrzahl der Theater aber ist so gebaut, daß man beim Betreten eines solchen unwillkürlich die Frage aufwirft, was denn geschähe, falls da ein Feuer ausbräche. Und die Antwort kann nicht zweifelhaft sein angesichts des Ueberflusses an Flammen und brennbaren Stoffen, angesichts der Logengänge, in welchen sich nur eine Person bewegen kann, der Treppen, die nicht zum Steigen, sondern nur zum Stürzen eingerichtet zu sein scheinen, der sich todten laufenden Corridore und Winkel, der wenigen engen Ausgänge. Aber der Gebildete spricht: „Daran darf man nicht denken,“ und drängt und zwingt sich hinein. „Es wird ja kein Unglück geschehen!“

Natürlich behält er in den meisten Fällen Recht, aber endlich einmal giebt das Schicksal eine fürchterliche Antwort.

In einem Jahre ist nun der Fall zum zweitenmal eingetreten. Die Welt wird von Grauen erfaßt, so sagen die Zeitungen, und referiren nebenher in trockenem Tone: „Am Tage nach dem Brande des Ringtheaters in Wien drängte sich das Publicum zu der Vorstellung im Theater an der Wien, und die auf die Oeffnung der Cassen wartenden vertrieben sich die Zeit mit der Lectüre der Abendblätter, in welchen das Unglück geschildert und die Zahl der Vermißten bekannt gemacht wurde.“ Die Art von Muth, welche dazu gehört, ist also nicht erschüttert, der Dämon ist doch stärker als die Sorge um das Leben.

Dennoch ist der Schreck vielen Leuten ins Gebein gefahren, und wie nach einer verlorenen Schlacht suchen sie den Sündenbock. Plötzlich bemerkt man, daß Bau und Einrichtung der Theater nicht im mindesten den Anforderungen entsprechen, welche im Namen der Sicherheit des Lebens gestellt werden müssen, und jedermann bringt guten Rath herbei. Da wird offenbar, daß die Theaterbaukunst in den letzten vierzig Jahren fast nur Rückschritte gemacht hat, daß Sempers erster Bau in Dresden nicht nur der schönste, sondern auch der zweck-

mäßigste der neueren Zeit gewesen ist, weil die Form des Amphitheaters auch für das Äußere beibehalten und damit die Möglichkeit gegeben war, das Publicum auf der ganzen Ausdehnung des Halbkreises gleichzeitig abströmen zu lassen. Der Ehrgeiz der Architekten, welche den Meister nicht nachahmen wollten, die unvernünftigen Anforderungen der Theaterverwaltungen, welche Hunderte von Logen und Tausende von Sitzplätzen auf Kosten der Communicationen, und überdies Bureaus, Magazine, Werkstätten unter demselbem Dach verlangten, die Speculation der Privatunternehmer endlich, die nicht auf den Miethzins für Localitäten verzichten mochten, welche auf den Straßenseiten liegen, weshalb alle erdenklichen Gewölbe, Kaufläden und Miethwohnungen wie ein Gehäuse um das Theater herumgebaut wurden, haben uns so weit von jenem Ideal entfernt, daß mancher große Prachtbau sich in der Disposition der Räume wenig von jenen Spelunken unterscheidet, deren Vorbilder gewisse Pariser Boulevardtheater gewesen zu sein scheinen. Das soll nun anders werden, vorausgesetzt, daß die jetzige Aufregung lange genug vorhält.

Allein es ergibt sich ferner, daß diejenigen Vorsichtsmaßregeln, welche nach dem Brande zu Nizza anbefohlen wurden, so wenig beobachtet worden sind wie ältere Vorschriften. Der Drahtvorhang war nicht practicabel, die Dellampen zur Erhellung der Corridore brannten nicht, die Wasserleitung ließ sich nicht in Wirkung setzen, das Dienstpersonal, welches nur für solche Fälle angestellt sein soll, fehlte oder lief davon; es soll während der kurzen Dauer der letzten Direction des Ringtheaters schon mehr als einmal Feuer ausgekommen sein. „Das ist entsetzlich, das ist empörend, welche Pflichtveräußerung der — Polizei!“ So rufen im Chorus die entschieden liberalen Blätter.

Wer die ausführlichen Berichte über die Vorgänge auf dem Wiener Schottenring am Abend des 8. December liest, muß in der That zu dem Schlusse kommen, daß auch nach Abzug aller herkömmlichen Uebertreibungen und dreisten Erfindungen (wie solche ja bereits constatirt sind) verschiedene Polizeiorgane sich im höchsten Grade kopflos benommen haben, daß die Vorkehrungen nicht die besten gewesen sein müssen. Aber daß der Brand im Innern längere Zeit wüthen konnte, ehe die Polizei überhaupt davon benachrichtigt wurde, daß nichts zur Unterdrückung des Feuers, nichts zum Schutze des Publikums geschah, vielmehr durch Ablöschen des Gases die Rettung fast zur Unmöglichkeit gemacht wurde — soll daran auch die Polizei schuld sein?

„Natürlich!“ heißt es von derselben Seite. „Warum hat sie nicht an eben jenem Abend alle vorgeschriebenen Anstalten revidirt? Das war ihre Pflicht.“

Bei einem weniger traurigen Anlaß würde man sagen, es sei zum Lachen. In demselbem Athem wird über die Einmischung des Staats in alle möglichen Angelegenheiten, über die Bevormundung, über die Beschränkung der Autonomie gezetext, das Laissez faire, laissez passer als Summe aller Staatsweisheit gepriesen, und wird die Staatsgewalt geschmäht, weil sie sich dort nicht eingemischt

hat, wo Autorität und Verantwortlichkeit bestimmter Persönlichkeiten außer allem Zweifel stehen. Nur nebenbei sei berührt, daß das jetzt verlangte Eingreifen der Aufsichtsbehörde durchaus nicht die gewünschte Sicherheit gewähren würde. Wenn ein Polizeibeamter vor Beginn der Vorstellung alles in Ordnung findet, kann fünf Minuten später alles in Unordnung sein. Aber würde nicht die Consequenz erfordern, daß zu jedem Dampfkessel ein Polizist gestellt werde, daß in jeder Fabrik, in der mit feuergefährlichen Stoffen hantirt wird, permanente polizeiliche Ueberwachung bestehe? Da haben wir abermals das ständige Schauspiel unsrer Tage! So lange die Dinge glatt gehen, will man sich von niemand dreinreden lassen, aber im gefährlichen Moment keine Verantwortlichkeit übernehmen. Welche Verwirrung aller Begriffe! Da wird mit Emphase begehrt strenge Bestrafung der Schuldigen, wer sie auch seien, zugleich aber eine ganze Kategorie von Betheiligten, die vor allen sich von dem Schuldverdacht werden zu reinigen haben, ausgeschlossen, um auf die bête noire, die Polizei, loszuschlagen. Und Volksvertreter fordern von den Ministern Namhaftmachung der Schuldigen in dem Augenblick, da die Untersuchung noch nicht einmal begonnen hat.

In einem andern Punkte klagen auch wir die Behörden in Bausch und Bogen an. Es ist Sitte geworden, Leuten die Führung eines so großen Unternehmens, wie ein Theater, zu gestatten, die keine genügende Garantie gewähren. Das entspricht den Anschauungen jener liberalen Politiker, auf deren Freiheiten-Register auch die Theaterfreiheit figurirt. Diese Leute stellen das Theater auf eine Stufe mit jedem beliebigen Vergnügungsunternehmen. „Ob Hinz oder Kunz Theaterdirektor ist, ob er sein Geschäft versteht oder nicht, ob er dabei ein reicher Mann wird oder schmächtig zu Grunde geht, das ist seine Sache, ob Hunderte von Menschen ihre Existenz an ein Unternehmen knüpfen, daß der soliden Basis entbehrt, ob sie ins Elend gerathen, wenn die Speculation fehlschlägt, das ist ihre Sache, und wie endlich die Kunst dabei fährt, welchen Einfluß solche Wirthschaft auf die öffentliche Sittlichkeit hat, das ist uns ganz gleichgiltig.“ Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung viele Anhänger zählt. Vor allem unter den unternehmungslustigen Leuten. Was diese ihre Kunstinstitute nennen, ist wirklich sehr oft nichts andres als ein Vergnügungslocal niedrigsten Ranges, eine Brutstätte aller erdenklichen schlechten Sitten, im besseren Falle nicht selten ein sich gut rentirendes Industrie-Unternehmen.

Allein wir sind der Ansicht, daß der Staat Recht und Pflicht habe, dergleichen Institute unter einem andern Gesichtspunkte zu betrachten. Die Censur übt ihnen gegenüber ihr Amt aus, wie die Gesundheitspolizei gegenüber den Wirthen und Händlern mit Lebensmitteln, und wenn sie die Verbreitung verdorbener, vergifteter Kost verhindert, so darf sie sich dabei von dem Gerede des vulgären Journalismus nicht beirren lassen. Doch ist das nicht genug. Die Behörde sollte sich auch die Gewißheit verschaffen, daß ein Theaterdirektor die

Bildung und Befähigung für seine Aufgabe besitzt, und sollte von ihm eine Caution verlangen, damit im Falle des Bankrotts nicht das Personal, wie es so oft geschieht, zugleich brotlos wird und auch noch verliert, was es sich verdient hat.

Die Folge solcher Bestimmungen würde freilich sein, daß die Zahl der Museentempel beträchtlich zusammenschmelze. Aber könnte das irgend jemand im Ernst für ein Unglück erklären?

Der Brand vom 8. December sollte billigerweise uns alle zur ernststen Betrachtung der ganzen Frage veranlassen. Das Bas-Empire, dem wir so viel Unheil verdanken, hat auch das Theaterwesen gründlich corumpirt. Was ist aus der „schönen Welt des Scheins“ geworden? Der größte Realismus und Naturalismus führen das große Wort. Die Propheten-sonne hat ein Zeitalter inaugurirt, in welchem die Kunst fortwährend zu Handlangerdiensten im Tempel des Sinnencultus entwürdigt wird. Nichts ist mehr grell und „wahr“ genug. Das Schauspielhaus muß so hell beleuchtet sein, daß wir jeden Schminkeputz und jeden Pinselstrich auf dem Gesichte der Primadonna erkennen, die glänzende „Ausstattung“ muß für die mangelhafte Darstellung entschädigen, auf die Treue im Costüm wird mehr Aufmerksamkeit verwendet als auf die Treue gegen den Dichter, und die modernen Toiletten verlangen wir so reich, daß sie die Gage mehrmals verschlingen würden, mithin auf andre Weise verdient werden müssen. Tief rügte, daß in Kritiken körperliche Vorzüge der Schauspielerinnen erwähnt würden: Ach, was bliebe an mancher „gefeierten Künstlerin“ zu erwähnen, wenn nicht ihre Schönheit? Naturgaben, welche sonst allenfalls zu einer Carrière im Balletcorps befähigten, begründen heutzutage den Beruf für die dramatische Kunst, und wenn man ehemals sagte, die Bühne führe oft zu leichtfertigem Lebenswandel, so ließe sich jetzt hie und da der Satz umkehren.

Gestehen wir es uns doch ein: Ein großer Theil der Theater hat keinen Anspruch mehr darauf, zu den Volksbildungsanstalten gezählt zu werden, aber daß es so ist, daran sind wir mit schuld. Wenn jetzt unter dem Eindruck der letzten Ereignisse der Ruf sich erhebt: Wir brauchen keine Theater so groß wie ein Circus, wir brauchen kein Gaslicht, wir brauchen kein frevelhaftes Spiel mit Feuer auf der Bühne! so kann man dem beistimmen. Allein wir brauchen überhaupt nicht so viele Schauspielhäuser, es ist nicht nothwendig, daß Possenreißer besoldet werden wie Staatsminister, und Gauklerinnen an einem Abend mehr verdienen als eine Arbeiterfamilie im Jahre, die Bühne ist nicht dazu da, das Hekärenthum zu glorificiren, sie ist auch kein anatomisches Theater, auf welchem der moralische Aussatz in seiner ganzen Scheußlichkeit gezeigt werden soll. Lassen wir uns nicht länger von jener Routinierweisheit imponiren, welche uns einreden möchte, es sei die Aufgabe des Theaters, dem Zuschauer fort und fort Reizmittel aufzutischen, er bedürfe derselben. Es ist nicht wahr; der Kern unsers Volkes nimmt heute so dankbar wie vor achtzig Jahren die Dichtungen

hin, welche unsre Größten dem Theater gewidmet haben, und wer nach dem „Geschäft“ nur noch für gedankenlosen Genuß oder für Stimulationen durch scharfes Gewürz empfänglich ist, der möge sich seine Unterhaltung privatim veranstalten.



Die Juden in Rumänien.*)

2.



im fünften Capitel seiner Schrift führt uns Herr Marbeau nach Botosiani. Von dieser Stadt bemerkt er: „Botosiani liegt in der Mitte einer großen Ebene, und seine breiten, staubigen Straßen werden von kleinen, niedrigen Häusern eingefast und verlängern sich nach allen Richtungen. Diese Stadt hat nicht weniger als 40 000 Einwohner. Auf den Straßen, in den Läden sah ich fast nur Juden. Rings um den Hauptplatz reihen sich einige dreißig Leute von israelitischer Gesichtsbildung, die vor kleinen Tischen mit Pulken sitzen. Sie riefen mich eifrig, einer immer lauter als der andre, wie um die Wette an, um mir Landesmünze gegen französisches Gold anzubieten. Solche ambulante Wechsler giebt es in allen Städten Rumäniens, man trifft sie auf den Märkten und vor den Thüren der Wirthshäuser und Schenken an, aber nirgends blüht dieser Handel so sehr wie in Botosiani; denn man befindet sich hier nur wenige Kilometer von der russischen und der österreichischen Grenze, und wie man es auch einrichten mag, man hat immer vier oder fünf Sorten Geld, Francs, Gulden, Rubel und Lei im Beutel.“ . . .

Weiter erzählt der Verfasser von den Armeniern und den Sipowanern der Stadt (aus Rußland eingewanderten Skopzen) und fährt dann fort: „In das Innere der Stadt zurückgekehrt, machte ich einen Besuch auf der Mairie. Ich verdanke der Gefälligkeit des Maire einige den Registern des Civilstandsamts entnommene Zahlen, aus denen man auf die Wichtigkeit des hiesigen israelitischen Elements schließen kann. In den drei Jahren 1876, 1877 und 1878 hat man 1752 israelitische und nur 1336 rumänische Geburten, 1834 israelitische und 1854 rumänische Todesfälle und 554 israelitische und 301 rumänische Eheschließungen gezählt. Erst vom Jahre 1834 an gab es hier Juden, und schon gehört ihnen, von den Landhäusern einiger reichen Rumänen und der Vorstadt der Sipowaner abgesehen, die Stadt beinahe ganz. Von den 3000 Hausbesitzern, die in den Listen geführt werden, sind circa 2700 Juden. Die letztern nehmen die Mitte der Stadt ein und haben mit Ausnahme einiger Geschäfte mit Colonialwaaren, welche Rumänen gehören, den gesammten Handel an sich gerissen. Auf 1285 Patent-Inhaber kommen 1225 Juden, von den 223 Schenkwirthschaften des Ortes werden 208 von Juden gehalten.“

Viele Einzelheiten zeigen, wie heiß der Kampf brennt und wie das israelitische Element die Oberhand gewonnen hat. Ein rumänischer Apotheker hatte eine

*) Un nouveau royaume par Edouard Marbeau. (Paris, Gervais, 1881).
Grenzboten IV. 1881.